

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 8 (1918)
Heft: 46

Artikel: Hans Christian Ott
Autor: A.F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643631>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ingenieur Mirani gebaut. 1750 wurde das Werk begonnen und im Jahre 1758 war es fertig. Da wo die Ansteigung sich der Ebene nähert, erinnert uns ein granitener Denkstein, auf dem wir die nachstehenden Worte lesen, an den mit großen Kosten hergestellten Bau:

CIVIBUS ET PEREGRINIS
GRATUM OPUS
RELICTA VETERI VIA
PER LOCA PRAERUPTA
QUO NATURA VIDEBATUR
NEGARE
ITER
FACTUM ATQUE MUNITUM
INCEPT. 1750 ABSOLUT. 1758.

Zu deutsch:

Die ehemalige Straße verlassend, wurde eine hergestellt durch steile Felsen, wo die Natur den Durchgang zu verweigern schien, ein den Einheimischen und Fremden willkommenes Werk. Angefangen 1750, vollendet 1758.

Ungefähr gleichzeitig wurde der Muristal den hergestellt.

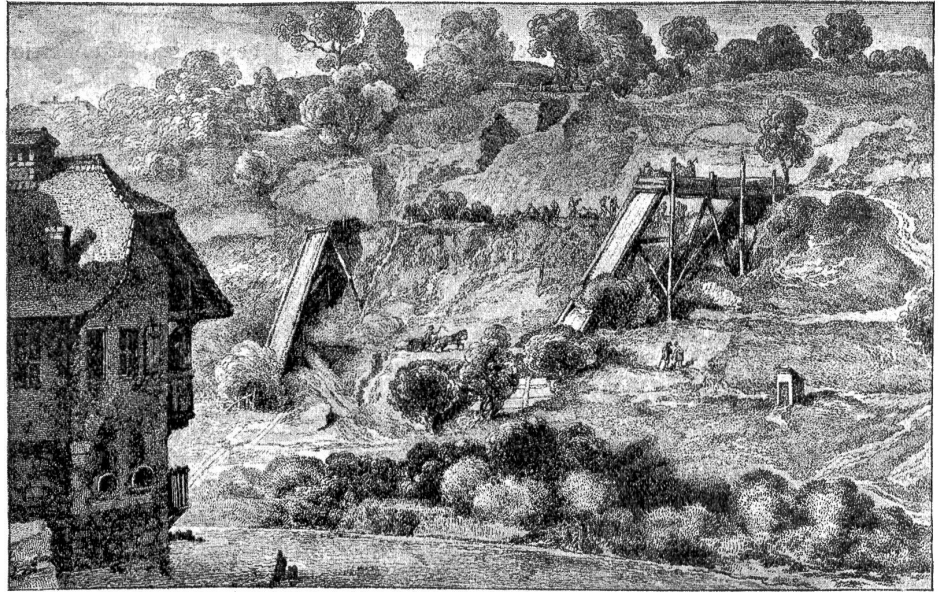
Das Haspelgäßli hat seinen Namen nach L. Wurstenberger, „nicht etwa vom Hinaufwinden der Wagen, sondern von einem, in seinem obern Ausgang gestandenen Haspel, d. h. einen horizontal auf dem Kopf eines Pfahles angebrachten, um einen Eisennagel beweglichen Balkenkreuz, um den Fuhrwerken und Vieh den Gebrauch des Gäßchens zu sperren, während die Drehbarkeit des Kreuzes den Fußgängern den Weg offen ließ.“

Durch den Neubau und die damit verbundenen Auffüllungen wird jetzt die „Hohle“, der letzte sichtbare Zeuge des alten Zustandes seiner Ausdehnung nach erheblich geschmälert. Was oberher der Auffüllung übrig bleibt, ist, weil schon früher stark nivelliert, nur noch unbedeutend und läßt die Spuren einer frühern Schlucht und Weganlage nicht mehr vermuten; das untere Grabenstück ist nur noch kurz und wird vielleicht auch bald ganz verschwinden. Dann aber denkt wohl niemand mehr daran, daß hier einstmal der einzige Verbindungsweg unserer Stadt nach der östlichen Landesgegend — den vier alten Kirchspielen Muri, Bolligen, Stettlen und Bächigen — emporführte.

Hans Christian Ott.

(Zu seinem 100. Geburtstag: 11. November 1918.)

In der Landesbibliothek kann der interessierte Leser, wenn er will die wenig Raum verdrängenden Werklein des bernischen Schriftstellers H. C. Ott nachlesen. Die heutige Zeit hat an ihren eigenen Problemen genug zu tragen und verliert den Sinn für das schon historisch gewordene, gemüthlich-kleinbürgerliche Geschlecht, dem Ott angehörte, aus dessen Ideentreis heraus er arbeitete und Verse machte, dessen ästhetischem Verlangen er auch Genüge tat. Radikalismus der Jahre 48/49, Begeisterung für nationale Erhebungen gegen Klerikalismus und Autokratie — fremder Herren, daneben ein gemäßigtes Loben in Weinsfröhlichkeit, ein Wichtigseinwollen, das im Hinterhalt die Moralpredigt nie verleugnet und das Gift verabscheut, ein Freigeistertum, das jeden Augenblick sich selber entschuldigt durch ethische Begründung seiner selbst, wenn es nicht in plumpe Angriffe gegen Klerus und Moral ausartet.



Anfang der Arbeiten an der Strasse nach Chün anno 1779.

Vor allem aber eine Ahnungslosigkeit ohne gleichen über das, was es aufbaute: Das Zeitalter des Großkapitals, des Weltkrieges und der sozialen Umschichtung: Das ist das Charakteristikum des Geschlechts um 1850. Es liegt darin der Grund seiner Ideenarmut.

H. C. Ott überragt seine Epoche, was Konsequenz betrifft, und das macht ihn sympathisch. Sein Witz schlägt ein und versteht sich auch ohne den Zeithintergrund. Das zeigt, daß er wenigstens hierin das Menschliche vom Zeitlichen zu unterscheiden verstand. Prosa und Verse von Ott können eins, was wir nicht mehr so gut können wie die Alten: Herzlich lachen. Das macht, daß wir sie beneiden.

Ott kann frivol werden. Aber er ist zu derb, um es durchaus zu sein; er ist aber auch zu voll der guten Laune, um beständig derb zu bleiben. Mehrmals erhebt er sich über die flache Zeit empor, um uns tief Menschliches nahe zu bringen, so in der Sage „Ds Grynen im Engtlegrund“. R. Weber nennt diese Dichtung etwas vom Schönsten, was unsere Dichtung im Dialekt aufzuweisen habe. (R. Weber: Die poetische Nationalliteratur der deutschen Schweiz. Bd. III, S. 205.) Hier ist Ott in eine Höhe emporgestiegen, die seine Zeit und er selbst nicht öffentlich anerkannten. Er bestraft eine Gedankensünde so schwer wie eine Tafsünde, und erfindet den schlichten künstlerischen Ausdruck für seelisches Geschehen. Die Annahme liegt nahe, daß er das unbewußt getan, aus seinen Zusammenhängen mit dem Volksempfinden und dessen künstlerischen Quellen heraus. Das „Gryne“, das Weinen“, im Grund der Engtligen ist die Erinnerung an den freiwilligen Tod der Geliebten jenes unschuldig Gerichteten, aber in Gedanken des Mordes schuldigen Bauernknechtes.

Viele Verse verraten Vorbilder, oft Hebel, wenn es Dialekt betrifft, oft Goethe, und hie und da scheut sich Ott nicht vor direkter Formkopierung. Einzelne Dialektzeilen gemahnen an Meinrad Dienert. Im Inhalt sind sie unabhängiger als in der Form. Ergötzlich sind manche Sprüche, die er als Inschriften zu Schützenfesten und andern großen Anlässen gedichtet hat. So z. B. wird man sich merken:

D'r Wilhelm Tell ist langist tod,
Chly neue Ruhm tät grüsl noth.

Oder die Losung für die Berner Stadt-Bibliothek:

Im ersten thront das Reich erhabener Gedanken,
Im Erdgeschoh verkauft man Speck und Anken.

Im ersten Band seiner „Rosen und Dornen“ (zwei Bände, Bern, Haller'sche Buchdruckerei 1864) vereinigt er auswahllos viele Gelegenheitsprodukte, künstlerisch wertlose



Hans Christian Ott.

Reimereien mit seinen bessern Versen. Im zweiten Band vereinigt er zwei Erzählungen, die beide, wie sein wichtigstes Werk, „Erinnerungen Hans des Berner-Milizen“ (Berlin 1860, neue Folge Bern 1878) aus seinen eigenen Erlebnissen, im kriegerischen und revolutionären Italien der österreichischen Zeit heraus wuchsen. Schon Otts äußere, martialische Erscheinung entspricht nicht dem, was wir Künstler oder Dichter nennen. Er hatte auch nicht den Willen, das zu sein. Offizier in erster Linie, Parteimann in zweiter, Schriftsteller nebenbei in allerletzter Linie, nicht ohne heimlichen Stolz, es zu sein, aber ohne eigentlich zu wissen, was er, wenn er schrieb, an die Form schuldete, photographierte er gleichsam — und sein Prinzip der Auswahl aus dem Geschehen ist ein rein persönliches. Man kann die tagebuchartigen Erinnerungen deshalb als getreue, launige Abbildungen aus der Zeitgeschichte lesen, ohne zu erwarten, daß der Darsteller künstlerische Ansprüche befriedigen wollte.

Ueber seinen Lebenslauf mögen folgende Notizen orientieren. Geboren am 11. November 1818 zu Worb auf der Hammerschmiede (als ein Sproß eben der Hammerwerkfamilie Ott), machte er die gewöhnliche Volksschule durch, widmete sich dem Handel und machte im Militär Karriere bis zum Hauptmannsrank. Als eifriger Radikaler half er den Sonderbund niederzukämpfen und beteiligte sich darauf als Freischarenführer an der lombardischen Revolution vom Sommer 1848 gegen Oesterreich. Dann stand er ungefähr dreiviertel Jahr als Major in piemontesischen Diensten. Italienische Intriguen, denen er allerdings, wie er im „Berner-Miliz“ darstellt, gewachsen war, ließen ihn den Zauber des Südens nicht ungetrübt genießen. Er kehrte heim und wurde eidgenössischer Beamter. Von 1852—63 war er Kopsist, Kanzlist und Sekretär für das postalische Befleidungs- und Transportwesen der Schweiz. Doch sollte er auch kein alter eidgenössischer Beamter werden. Er gab die Stelle auf und nahm das Amt eines Materialverwalters der bernischen Staatsbahn an. Als nach der mißlungenen Bolenerhebung von 1862—64 viele Flüchtlinge in der Schweiz Zuflucht suchten, war Ott, getreu seiner alten Revolutionsfahne, tätiges Mitglied des Berner Hilfs- und Aktionskomitees zugunsten der verlorbenen Bolensache. Am 28. Dezember 1878 starb er in Bern.

In den heutigen Tagen, wo die Nachfahren den Traum der italienischen Patrioten: Italiens Fahnen auf dem Brenner und in Triest, erblicken, wo gewaltiger Umsturz die größten Ereignisse der Vergangenheit klein werden läßt, denkt kaum jemand des einen, bescheidenen Mittkämpfers von anno 1848. Einzig seine Nächsten haben sein Andenken bewahrt und haben dafür gesorgt, daß der Grabstein, eine Schöpfung des Italieners Campi, nun bei Herrn Bildhauer Laurenti † als seinem Nachfolger, aufgehoben worden ist.

Im Volk singt man wohl noch die Weisen vom „Brenneli am Thunersee“ oder „Ds Mädeli vom Siebethal“, beide komponiert von Thiele, bei Krompholz; ferner „Heimelig“, vertont von C. Munzinger, bei Müller-Gyr, ohne den Namen des Dichters H. C. Ott zu kennen; das Volk nahm sein Teil, das er aus Volkstiefen heraus geschaffen, wieder und vergaß den einzelnen Mann. A. F.

Auf Beobachtungs-Posten.

Von Hans Zulliger.

Wir erklimmen den mit Buchen und einzelnen Tannen bewaldeten Hügel, auf dem der Beobachtungs-Posten verborgen stand. Endlich traten wir in eine kleine Lichtung. Durch die Stämme erblickte man eine niedrige Bretterhütte. Das war der Ort, wo wir nun etwa einen Monat lang haufen sollten.

Die Soldaten, Kameraden aus einem anderen Bataillon, empfangen uns mit Frohlocken.

„So!“ riefen sie, „endlich kommt Ihr! Wir halten Euch in der Villa einen Tee bereit!“

Sie hießen die Hütte „Villa Wassernot“, weil weit und breit keine Quelle zu finden war. Der Name prangte in großen blauen Buchstaben auf einem Aushängschild.

Mehr als der Durst jedoch plagte uns die Neugier, was man oben sah. Das Häuschen stand nämlich an ein Gerüst und zwei mächtige Tannen gelehnt, welche über den Wipfeln den Ausguckkasten trugen. Rasch erklimmen wir die Leitern, die mit dicken Drähten an den Balken befestigt waren.

„Es können nur noch zwei Mann hinein!“ rief oben der Beobachteroffizier, „die anderen müssen warten!“

Eine Falltüre wurde geöffnet und zwei von uns fünfem kletterten in den Ausguck.

„Die Stahlhelme braucht Ihr hier oben nicht,“ lächelte der Leutnant, „hingegen ist es Befehl, immer die Gasmasken bei sich zu tragen!“

Hierauf erklärte er die Gegend und nahm uns ans Fernrohr. Vor uns lag ein Dörfchen im Abendfrieden. Aus ruhigen Kaminen stieg ein dünner Rauch. Lichter sah man aber keine. In der Ebene breitete sich ein großer Wald. Vom Krieg merkten wir nichts. Nur hinter einer langgestreckten Hügelkette in weiter Ferne donnerten in kurzen Zwischenräumen dumpfe Kanonenschüsse.

Wir stiegen wieder hinunter und ließen die anderen eintreten. Gerne tranken wir jetzt in der kleinen Küche einer Gamellendeckel voll warmen Tee. Nebenan befand sich die Schlafstelle für die Soldaten. Die Wände waren mit allerlei ulkigen Zeichnungen bemalt. Der dritte Raum gehörte dem Offizier, der wie die Füsiliers, auf dem Strohschloß.

Am nächsten Morgen weckte mich das Rattern mehrerer Flugzeuge. Rasch stieg ich in den Ausguck, um sie mit dem Fernrohr verfolgen zu können. Es waren ihrer drei. Sie kamen von Osten her und flogen sehr hoch. Unter ihnen lag die Front: Reke von Schützengräben mit schmutzgelben Schulterwehren, tief aufgerissene Granatrichter, rostigrote Drahtverhaue, zerplitterte Baumstrünke und ausgebrannte Bauernhäuser, deren zerhossenes Riegwerk wie ein Gerippe aus den Grundmauern ragte.